
Studien zur Geschichte der Taufgesinnten

Der Niedergang der Huterischen Gemeinde und ihre Wiederbelebung durch Kärntner Emigranten

Von J. Loserth, Graz

I. Die kärntnische Emigration von 1755.

Kärntner Emigranten werden Wiedertäufer.

Die folgenden Blätter behandeln das Leben und Werk eines Geschichtschreibers, von dem die wissenschaftliche Welt bisher noch nichts vernommen hat. Es ist ein Kärntner, Johannes Waldner, der, fast ein Kind noch, seine Eltern nach Siebenbürgen begleitete, wohin sie mit anderen Angehörigen der Augsbürgischen Konfession als sogenannte Transmigranten im Jahre 1755 abgeschoben wurden. Es war in den Tagen der glorreichen Kaiserin Maria Theresia. Wohl war ihre Mutter einst selbst noch Protestantin gewesen; auch waren in ihren Tagen die Ideen der Toleranz schon in den meisten Staaten Europas lebendig; gleichwohl hatte sich die Gesinnung der österreichischen Regenten den Protestanten gegenüber bisher noch wenig geändert. Man begegnet selbst in den Tagen der Toleranz noch solchen Vorkommnissen kirchlicher Unduldsamkeit, die man kaum mehr erwarten sollte¹. Nur wurden die protestantischen Untertanen jetzt nicht mehr dem Ausland zur Verfügung gestellt, wo sie unter Umständen feindliche Mächte verstärken konnten, sondern nach Siebenbürgen abgeschoben, wo Protestanten beider Bekenntnisse in gesicherter Stellung lebten. Unter diesen wurden die jetzigen Emigranten, man nannte sie Transmigranten, angesiedelt. Trotz aller Verfolgungen, die der innerösterreichische Protestantismus seit den Tagen der Gegenreformation erlitten hatte, war in den innerösterreichischen Alpenländern noch ein Funke protestantischer

¹) Noch unter Joseph II. Siehe in den Denkwürdigkeiten Johannes Waldners die Szenen mit den Anabaptisten in Ungarn und Siebenbürgen.

Gesinnung erhalten. Man wird es in den Denkwürdigkeiten Johannes Waldners lesen, wie es um 1750 in Kärnten zu einer starken kirchlichen Bewegung kam, die, durch die Schriften Martin Luthers und die Bücher eines Johannes Arndt, Joseph Schaitberger und Christoph Fischer angeregt, sich allmählich über das ganze Land ausbreitete: die Bauern fingen an, die Kirche zu meiden, daheim in der Bibel und anderen religiösen Büchern zu lesen und nächtliche Zusammenkünfte, selbst bei Regen und Schnee zu halten. Mittelpunkte der Bewegung waren das Gailtal, Paternion, das Himmelberger und Spitaler Gericht. Es kam zu scharfen Untersuchungen. Wer in den Verdacht kam, Lutheraner zu sein, wurde im Pfarrhause verhört, und wer ketzerische Bücher besaß, je nach deren Größe mit Strafen von 12 bis 24 Gulden belegt. Ein Regierungsbefehl verfügte die Einlieferung sämtlicher Bücher; die ketzerischen wurden eingezogen, die anderen mit einem Vermerkihrer Rechtgläubigkeit versehen und zurückgegeben. Aber es wurden zumeist nur unverdächtige vorgelegt, die ketzerischen um so sorgfältiger versteckt. Schließlich erhielt der Landrichter Turteltaub den Befehl, Kärnten ketzerrein zu machen. Und das, sagt Waldner, führte den Bruch herbei. Alle jene Krypto-protestanten, die nicht geneigt waren, ihren Glauben abzuschwören, mußten Haus und Hof verkaufen und wurden nach Siebenbürgen abgeschoben. Viele junge Leute verließen Eltern, Verwandte und Bekannte. So auch, fügt Waldner hinzu, unsere Väter. Wir kennen aus den eingehenden Studien Karl Reissenbergers alle Namen der Abziehenden; aber die bisherige Forschung hat übersehen, daß eine kleinere Gruppe der Emigranten andere Wege ging als die Mehrheit, und diese Minderheit ist es, mit der sich diese Studie beschäftigt. Zu ihr gehören Familien, wie die Kleinsaßer, Waldner, Müller, Egartner, Glantzer, Platner, Resch, Hofer, Amlacher, Winkler und Bichler, deren Nachkommen wir noch heute unter den Taufgesinnten in Amerika finden, wohin sie nach längerem oder kürzerem Aufenthalt in Siebenbürgen, der Walachei und Rußland gekommen sind, und wo sie nach den Zeitungsberichten unserer Tage eine wichtige Rolle spielen. Von Klagenfurt aus ging ihr Weg durch die Steiermark ins Österreichische. In Ips an der Donau mußten sie zwei Monate auf Nachzügler

warten, bis ihre Zahl auf 270 angewachsen war. Im September ging es weiter über Wien, Preßburg und Ofen nach Peterwardein. Dort mußten sie die Schiffe durch den Kanal bis Temeswar ziehen, dann ging es über Saßwar nach Romos. Hier sollten sie verbleiben. Es war im Oktober 1755. Nach einigen Tagen erschien ein lutherischer Ratsherr namens Kraft in Begleitung eines lutherischen Geistlichen, der ihnen die kaiserliche Willensmeinung kund gab: „Da sie in Kärnten, wo nur die katholische Religion passiert wird, nicht bleiben könnten, habe die Kaiserin sie hieher führen lassen. Da könnt ihr nun das Evangelium haben, wie ihr es begehrt habt. Um eurer Treue versichert zu sein, verlangt die Kaiserin von euch einen Treueid.“ Darauf wollte eine Gruppe dieser Transmigranten nicht eingehen: des Evangeliums wegen seien sie aus der Heimat hinweggezogen, und jetzt wolle man sie gleich gegen das Evangelium zum Schwören treiben. Wie könnt ihr, ruft einer von ihnen, Matthias Hofer, aus, von uns begehren, was Christus (Matth. am 5., Jak. am 5.) verbietet. Du kannst wohl, entgegnete ihm der Ratsherr, gut lesen, aber verstehen tust du es nicht. Lies Römer am 13.: Wer der Obrigkeit widerstrebt usw. Es kam zu keiner Einigung. Wohl fügte sich die Mehrheit, und ihr wurden von der Regierung Wohnungen, Ackerland und Wiesen zur Verfügung gestellt. Aber die Minderheit wollte von dem Eidschwur nichts wissen, ja sie fand, „daß die lutherische Kirche nicht nach der Wahrheit des Evangeliums wandle“. Unsere Väter, sagt Waldner, ließen sich, wiewohl sie dem Augsburgischen Glaubensbekenntnis angehörten, doch nicht zu dem zwingen, was wider das klare Evangelium ist. Von den Vergünstigungen der anderen ausgeschlossen, verdingten sie sich im nächsten Frühling in Dörfern und Märkten als freie Landarbeiter oder traten hier und da im Handwerk in Dienst.

Zwei von ihnen, Andreas Wurz und Georg Waldner, der Vater unseres späteren Geschichtschreibers, kamen auf das nur eine halbe Tagereise von Romos entfernte Winz oder Alwinz, wo seinerzeit Bethlen Gabor den aus Mähren vertriebenen Taufgesinnten eine Heimstätte mit solchen Privilegien aufgerichtet hatte, die sie vor den Verfolgungen der Gegenreformation bisher geschützt hatte. In den sonstigen Landesteilen Siebenbürgens fanden

Kärntner kein Unterkommen; hier aber trafen sie Leute, die in ihren wichtigsten Glaubenslehren nicht anders dachten als sie selbst, deren Predigtweise ihnen zusagte, und deren Bücher und Schriften ihnen gefielen. Wiewohl nun die Alwinzer Täufergemeinde auch nicht mehr auf ihrer alten Höhe stand — denn sie hatte ein Hauptprinzip der mährischen Huterergemeinde „den Kommunismus im Sinne der ersten christlichen Kirche“ preisgegeben —, so waren doch die übrigen Grundlagen ihres Glaubens unverfälscht geblieben. Kurz diese Kärntner Transmigranten wurden nun selber Täufer und nahmen damit auch die schweren Leiden und Verfolgungen auf sich, denen sie als fremde, für die die Alwinzer Privilegien nicht galten, nach zwei Seiten hin ausgesetzt waren, seitens der Protestanten und in noch höherem Grade seitens der Regierung.

2. Die Kärntner Täufer ziehen in die Walachei.

Die Verfolgung der Kärntner Täufer in Siebenbürgen hat uns ihr Geschichtschreiber aus den Erinnerungen seines Vaters, aber auch schon auf Grund seiner eigenen Erlebnisse und Erfahrungen eingehend und lebhaft genug beschrieben. Er befand sich beim Abzug aus Siebenbürgen im Jünglingsalter, in welchem der Geist am aufnahmefähigsten ist und die Erinnerungen für die kommenden Zeiten am stärksten haften. Wir dürfen hier indes nicht auf Einzelheiten eingehen, sondern wollen nur in Kürze das Wesentlichste herausheben. Die Wohnsitze, die man den Kärntner Emigranten in Siebenbürgen angewiesen hatte, lagen nach Waldner in Groß-Polen. Gemeint ist Großpold. Der evangelische Pfarrer daselbst erhielt zunächst den Auftrag, die Taufgesinnten zu bekehren; aber, sagt Waldner, er konnte nichts schaffen, denn Gott, der in den Schwachen stark ist, stand den Seinen bei. Die Brüder hielten einmütig zusammen, sonderten sich von der lutherischen Kirche ab, entzogen sich ihrer Gesellschaft und hielten in der Wohnung des Andreas Wurz ihre Sonntagsfeier. Die Brüder von Alwinz gaben ihnen einige Bücher, auch ihr Gemeindegebet; Georg Waldner betete und las ihnen vor, und da sie keinen Lehrer hatten, behalfen sie sich in ihrer Einfalt, wie sie konnten. Als geistigen Führer der kleinen Gemeinde darf man Matthias

Hofer betrachten, denselben, der der Eidesleistung so stark widersprochen hatte. Er hielt den Verkehr mit den Brüdern in Alwinz aufrecht. Seiner Beschäftigung nach war er „Krügelmacher oder Weißhafner“. Nun erhielten die von Alwinz Befehl, die Fremden nicht zu beherbergen, sondern gefänglich einzuziehen und nach Hermannstadt abzustellen, wo sie gleich anderen Gefangenen im Zuchthause arbeiten mußten, wie Matthias Hofer, der auch ein gewandter Reimschmied war, darüber klagt:

Man hat uns genommen von der christlichen Gemein,
gebunden und geführt in die Hermannstadt ein.

Da haben wir gelitten viel Schmachwort und Spott,
das tun wir dir klagen, o Herr, unser Gott.

Man hat uns gesperrt ins Zuchthaus, wie ich sag',
da mußten wir arbeiten ein Jahr und viel Tag.

Man gab uns ein Gröschel und ein Brot auf den Tag,
Gott hat uns gesegnet. Wir haben kein Klag.

Die Behörden hielten es für möglich, diese Täufer aus Kärnten von ihrem Glauben abzubringen, wenn man ihre Vereinigung löste und sie einzeln in verschiedenen Orten unterbrächte. So wurden denn in den letzten Tagen des März 1757 Andreas Wurz mit den Seinen nach Eibisdorf bei Mediasch, Joseph Müller nach Bassen, Jörg Gurl und Valentin Resch nach Groß-Schenk, Jörg Waldner nach Hannendorf im Schäßburger Stuhl, Hans Kleinsaßer über Leschkirch nach Kreuz und Christian Glanzer nach Stein im Repser Stuhl geführt. Aber die Wünsche und Absichten der Behörden wurden nicht erreicht; denn schon zehn Tage später hatten die Getrennten Wissen voneinander, und so blieb die Gemeinschaft trotz räumlicher Trennung bestehen. Zwar hatte jeder Pfarrer des Dorfes, wohin die Einzelnen geführt worden waren, den ernstlichen Befehl, sich ihrer anzunehmen und sie zu fleißigem Kirchenbesuch anzuhalten, ihnen auch Wohnung und Ackerland anzuweisen; aber sie verweigerten die Annahme, weil ihre Absichten auf ihre Wiedervereinigung gingen. Sie lebten unterdessen „wie Pilgrime und Gäste“, arbeiteten im Taglohn und besuchten einander. Das dauerte dritthalb Jahre. Im April 1761 verzog Jörg Waldner mit den Seinen von Hannendorf zum Bruder Hans Kleinsaßer nach Kreuz. Bald fanden sich dort auch Georg Gurl und

Joseph Müller mit den Ihrigen ein. Die Gemeinde gestattete es anfänglich, weil man an diesen Leuten gute Arbeiter hatte. Wie sich nun in Kreuz das kleine Häuflein gesammelt hatte, ging es daran, eine christliche Ordnung „im Geistlichen und Zeitlichen“ anzurichten, wobei ihnen die Brüder in Alwinz an die Hand gingen. Ende April 1762 empfingen Hans Kleinsaßer und Joseph Müller die Taufe, und jener wurde das Jahr darauf zum Vorsteher der neuen Gemeinde gewählt und in allen zu seinem Amte notwendigen Dingen unterrichtet. Die Gemeinde hatte nun einen Hirten, Lehrer und Anweiser, ja „einen Gehilfen ihrer Freude und nahmen ihn, wie der traditionell gewordene Ausdruck lautet, als eine Gabe und Geschenk mit Dank von Gott an“. Wir dürfen hinzufügen, auch als einen Teilnehmer an ihren Leiden, die uns ihr Geschichtschreiber im einzelnen erzählt. Man versammelte sich Tag für Tag zum Gebet und zum Lob Gottes. Wenn man an jemand etwas Unrechtes fand, wurde er ernstlich gestraft. Joseph Müller wurde Diener der zeitlichen Notdurft. Es entstand eine Schule, die gemeinsame Küche, ein Aufseher für die Kleidung wurde gewählt, und alle arbeiteten, wie einst die Brüder in Mähren, zu gemeinsamem Nutzen, ein Jeder nach seinem Vermögen. Täufer, die sich noch in anderen Gemeinden befanden, auch solche aus Alwinz, schlossen sich an, nicht zur Freude der alten Bewohner von Kreuz, denen die Ansammlung so Vieler unbequem wurde.

Es war im September 1763. Hans Kleinsaßer war von einem Besuche der Gefangenen in Hermannstadt heimgekehrt. Er brachte die Nachricht mit, daß die Kaiserin, die ihren Frieden mit Preußen gemacht hatte, gänzlich entschlossen sei, Siebenbürgen von Ketzern zu reinigen. Wenn es den lutherischen Geistlichen nicht gelänge, die Täufer zu bekehren, so sollten es die katholischen tun. So begann denn im November in Kreuz und an anderen Orten die große Verfolgung, die unser Historiker mit vielen Einzelheiten erzählt, und die der Jesuit Delpini mit dem größten Eifer betrieb. Ein Beispiel mag genügen, um das Vorgehen gegen die Täufer in Kreuz zu kennzeichnen: Als die Brüder, die von den anderen Orten gekommen waren, noch einmal befragt wurden, ob sie von Kreuz wegziehen wollten oder nicht, sagte Jörg Waldner: Nein, ich tue es nicht. Darauf befahl der „Stadtreiter“ den umstehen-

den Bauern: Greift ihn an. Er hatte das Wort noch nicht ausgedeutet, so fielen sie auf ihn, rissen ihn zur Erde nieder, banden ihm die Hände auf den Rücken, so hart, daß ihm die Finger „erschwarzten“, und schlepten ihn hinaus auf die Gasse. Da wurde er am Strick gehalten und von etlichen Bauern „verhütet“. So ging es auch den anderen. Jeder wurde dahin geführt, wo er hergekommen war. Es war kein Erbarmen weder der Kranken, noch der Alten und Lahmen. So hatte es vor den Augen der Menschen das Ansehen, als ob es mit der Gemeinde der Frommen ein Ende habe. Die Weggeführten kamen zwar alle wieder zurück; es war aber offenbar, daß für sie in Siebenbürgen kein Bleiben sein könne. Und so kommt denn der Gedanke ihres heimlichen Abzuges in Sicht.

Es war am 27. August 1767, als zwei Täufer aus Alwinz, die bei der gegenwärtigen Verfolgung schwere Not erlitten hatten, zuletzt des Landes verwiesen worden waren, in Kreuz erschienen. In gemeinsamer Beratung hielten sie Ausschau nach neuen Wohnsitzen und entschlossen sich zu einer Orientierungsfahrt, die sie über die kleinen Karpathen nach Polen und im nächsten Frühjahr von dort nach der Moldau und Walachei führte. In der Walachei erhielten sie günstige Auskünfte: die Religionsfreiheit sei gewährleistet, Leute deutscher Herkunft seien erwünscht und brauchen weder Zins noch Tribut zu zahlen. Für die schwierige Wanderung über das Gebirge stellten sich ihnen Einheimische zur Verfügung. Mit solchen Auskünften zogen sie heim, nicht ohne große Gefahr; denn sie konnten in Siebenbürgen als Ausgewiesene nicht öffentlich reisen, zumal Kuhr in der ganzen Gegend bekannt war. Auf heimlichen Wegen kamen sie heim. In der Nähe von Alwinz traf sie ein bekannter Walache. Nun Joseph, sagte er, wo kommst du her? Frag' mich jetzt nicht lang, erwiderte Kuhr, gib mir lieber ein Stück Brot. Sie waren den ganzen Tag gegangen und hatten noch nicht gegessen. Daheim angelangt, erfuhren sie von dem neuesten Anschlag Delpinis, den Täufeln die Kinder wegzunehmen und ins Hermannstädter Waisenhaus zu stecken, sie selbst aber des Landes zu verweisen. Großer Schrecken fiel über die Gemeinde. Jetzt erzählte Bruder Joseph von den Ergebnissen ihrer Fahrt: Wie es in der Moldau und

Walachei Platz, Ort und Freiheit gebe; die Einwohner der griechischen Religion zugetan, aber sonst in Städten und Märkten auch Juden, Armenier und Philipponen (Lippowaner) wohnen und der Religion wegen niemand angefochten werde. Es wächst dort der beste Wein, fehlt aber an Einwohnern, daher gibt es an vielen Stellen nichts als Wildnis und Heide. Viehweide, Wiesen und Ackerland zur Genüge, so viel einer nur haben will. Solches vernahmen die Brüder gern und machte ihnen Mut zur Reise. Kuhr, Veit Glanzer und Lorenz Tschetterle wurden beauftragt, nach Kronstadt zu gehen, um Erkundigung einzuziehen, wie man am besten über das Gebirge käme. Sie gewannen vier Walachen als Helfer. Es war auch für diese mit Gefahr verbunden: Wenn sie, sagt Waldner, von den Grenzwächtern gefangen würden, kostet es ihr Leben. Solche „Uiberführer“ werden entweder gespiest oder gehängt.

Während der Abwesenheit der drei rüsteten sich die anderen zur Ausreise, verkauften unter der Hand eins und das andere, richteten Sack und Bündel her, um Leib- und Bettgewand auf dem Rücken zu tragen. So gefahrvoll die Fahrt war, es galt, der Kinder wegen, kein Zagen. Fuhrleute wurden bestellt, und da diese verhindert wurden, behalf man sich mit eigenem Fuhrwerk. Es war, sagt unser Gewährsmann, solcher Aufbruch gar erbärmlich und armselig anzusehen: die Brüder und Schwestern und die erwachsene Jugend von 14 und 15 Jahren nahm ein jedes sein Stäblein in die Hand, das Bündel auf den Rücken und manches noch sein kleines Kind darauf. Die Kinder, so vier- und fünfjährig waren, zogen auch zu Fuß in Gottes Namen davon. Die Amtleute des Dorfes, Bürger und Bauern sahen zu. Manche waren froh, unser ledig zu werden, andere wieder hatten Furcht vor der Obrigkeit, daß man uns so am hellen Tage habe wegziehen lassen. Aber der Weg der Frommen wird von Gott bestimmt. Solcher Auszug geschah am 3. Oktober 1767 um 10 Uhr vormittags von Kreuz aus. Die Gemeinde hatte hier sechs Jahre gewohnt. Man lebte da in der Einfalt des Herrn, nach Ordnung und Brauch der apostolischen Kirche, hielt Gemeinschaft der zeitlichen Güter und Absonderung von der Welt. Man brauchte den Bann, die Ausschließung der Lasterhaften und hielt auch

die rechte Kinderzucht. Während in jenen Tagen in Alwinz und den Täuferkreisen Ungarns sowohl die Gemeinschaft aufgegeben als auch die Kindertaufe eingeführt ist, gilt sonach bei diesen Kärntnern die alte Mährische Ordnung strengster Observanz.

Der Zug über das Gebirge, den der nun 18jährige Waldner mitmachte, wird von ihm in packender Weise geschildert. Wir lassen eine Probe aus dem Schluß folgen, wo schon die größten Schwierigkeiten besiegt sind. Es war der letzte Tag früh am Morgen: Wir kamen mitten im Wald zu einer hohen Steinwand. Da mußten wir lagern und den Tag über still halten. Nun war das Brot und andere Speisen ausgegangen. Die Geleitsleute mußten zurück und brachten uns abends Brot und Mehl. Nachdem man gegessen, brach man wieder auf, fing an zu steigen, bis man aus dem Wald hinaus auf das glatte Gebirge kam. Als man oben angekommen war, hielt man ein wenig still. Jetzt haben wir, sagten die Geleitsleute, schon gewonnen. Wir sind über die Grenze in der Walachei. Keine Gefahr mehr. Wir ließen die Hunde los, die wir bisher am Bande geführt hatten. Man sah von der Höhe des Gebirges beim Mondschein zurück hinab in das Burzenland und wie die Dörfer in der Ebene herum lagen. Wir zogen nunmehr auf der anderen Seite allgemach herab, bis der Tag anbrach. Da kamen wir zu einem Wasserbach und lagerten dort. Und dort hat die ganze Gemeinde Gebet und Danksagung verrichtet und dem Herrn Lob gesagt, der sein Volk aus der Gefahr der falschen Propheten und Seelenmörder gerettet, so daß sich keines verliere oder sonst einen Schaden erleide. Man lagerte die erste Nacht in der Walachei mitten im Wald und machte etliche Feuer an, um unser Gewand zu trocknen. An Holz und Wasser fehlte es nicht, nur an Speise. Man teilte dem Volk des Abends ein Stücklein Fleisch zu und ein wenig Blukes (ein dicker Wasserbrei von Buchweizenmehl), des anderen Tages ist man nüchtern und hungernd weitergezogen. Erst um 10 Uhr erreichte man ein Wirtshaus. Da tat man sich ein wenig laben, bekam aber nichts als ein wenig Hirsemehl und Milch. Auch hat man dem Volk einen Trunk Wein ausgeteilt.

Am 21. Oktober kamen sie nach Plojest. Dort mußten sie zum Isprawnik, der ihre Namen aufschrieb, sie auch gleich auf sein

Gut nehmen wollte. Es hieß Tschakerlain, war eine „grausame“ Wildnis, feister Grund, aber kein Holz zum Hausbau. Kuhr und Kleinsaßer gingen nach Bukarest, Erkundigungen einzuziehen. Ein Deutscher aus Sachsen, Jakob Friedrich Wölfl, sprach zu ihnen: Kommt mit aufs Land. Wenn's euch gefällt, könnt ihr neben mir wohnen. So kamen sie am 16. November nach Tschoregirle, zu Deutsch: Krähibach. Nun war der Winter vor der Tür, man hatte keine Wohnung. So baute man aus Not nach Sitte der armen Einwohner Burdeen oder Erdhütten, fünf oder sechs, in Eile. Wohl war es uns fremd in der Erde zu wohnen, aber man war zufrieden, Ruh und Frieden und völlige Religionsfreiheit erlangt zu haben. Leider starb Wölfl schon nach kurzer Zeit. Aus seiner Hinterlassenschaft kauften wir sein Haus, den Garten, ein Stück Ackerland, Vieh, Bienenstöcke und Hausrat, alles für 200 fl. deutsches Geld. Das geschah am 27. Januar 1768. So kamen wir den Winter durch und fingen mit Spinnen und Weben an, uns wieder einzurichten. Als der Frühling kam, begann man zu ackern und die Sommerfrucht einzusäen. Mit harter Mühe hat man Gesträuch und Gestrüpp zu einem Obstgarten ausgereutet, auch einen Weingarten angelegt und sich zum Häuserbau angeschickt. Leider trübten Krankheiten und Todesfälle das junge Glück. Das Bauen verzögerte sich. Zu alledem entstand ein Krieg zwischen den Türken und Moskowitern. Es zeigte sich, daß es an diesem Ort kein gutes Trinkwasser gebe, und so dachte man an einen anderen Ort zu ziehen. Zwei Winter brachte man in diesen Erdhütten zu. Die Beziehungen zu den Einheimischen wurden durch einen Vorfall getrübt, den wir erwähnen, weil er die Gegensätze des Glaubens zwischen jenen und „uns“ betrifft. Jene gehörten der orthodoxen griechischen Kirche an. Auf allen Straßen und Kreuzwegen sieht man hölzerne und steinerne Kreuze, die Einheimischen beugen sich im Vorübergehen nieder, bekreuzen Stirn und Brust, was unsere Jugend für Abgötterei und Blindheit hält. Nicht gerade aus diesem Grunde, sondern aus kindischem Frevel beschädigte einer unserer Jungen ein Kreuz, und von einem Älteren deshalb getadelt, erwiderte er: Willst du vielleicht der Abgötterei forthelfen? Ein Walache hatte es gesehen. Nun bestand auf solchem Frevel strenge Strafe: Verlust

der rechten Hand und Zahlung von 500 Beuteln Geld. Nur mit größter Mühe konnte man die Sache beilegen.

Im nächsten Frühling ließ man sich in Presetschain nieder. Man bezog einen herabgekommenen Edelhof und fing an, auf freiem Platz zu bauen. Leider trübten die Kriegsereignisse den ruhigen Fortschritt. Plünderungen und Mißhandlungen waren auf der Tagesordnung und werden von unserem Geschichtschreiber nach seinen und den Erinnerungen der übrigen Geschädigten ergreifend geschildert. So wird ihr Vorsteher Hans Kleinsaber aus dem Krankenbett gerissen, in den Hof geschleppt, mit Peitschen und Karbatschen geschlagen, weil er die Gelder nicht geben konnte, welche die Marodeure verlangten. Und kaum war die eine Rotte abgezogen, folgte eine andere nach. In dieser Not betete unser künftiger Geschichtschreiber: O Herr, willst du deiner Gemeinde ein solches Ende bereiten und deine Wahrheit und dein Licht also untergehen lassen? Das kann nicht möglich sein. Es war ihnen auch von Gott nicht zugelassen. So kam der Augenblick heran, wo es hieß, von dem Lande, das so viel versprochen hatte, Abschied zu nehmen.

3. Die Kärntner Täufer ziehen nach Rußland

Zu Anfang des Jahres 1770 wandte sich unsere Täufergemeinde an den russischen General Sämetin, der eben mit seiner Truppe in Bukarest angekommen war, daß er der Gemeinde einen Schutzbrief ausstelle. Sie klagten ihm den erlittenen Raub und das Elend und meinten, sie wollten aus dem Land ziehen, wenn sie nur wüßten, wohin. Durch diesen Krieg um alles gekommen, fehle es an Zehrung. Der General hatte Mitleid mit ihnen und gab ihnen den gewünschten Schutzbrief. Weil sich der Krieg aber nicht bloß über die Walachei, sondern auch noch über die Moldau und Polen erstreckte, hielt er es für das Beste, wenn die Täufer nach Rußland zögen. Dort verfolge man niemand seines Glaubens willen. Der General versprach ihnen alle Förderung, schenkte ihnen einen Wagen mit einem Paar Ochsen und gab ihnen einen Paß mit dem Vermelden, sie würden auf ihrem Weg auf die Hauptarmee stoßen, wo sich der Kommandierende, Feldmarschall Graf Romjanzow befinde. Den mögen sie ansprechen; er werde ihnen

weiter behilflich sein. So standen die Täufer in guter Hoffnung, es werde nach diesen trüben Tagen auch ihnen die liebe Sonne wieder scheinen. Die Brüder verkauften das Wenige, was ihnen die räuberischen Rotten übriggelassen hatten, und es kamen doch noch etliche Gulden zusammen, „daß wir uns selbst wunderten“. Am 10. April 1770 machten sie sich auf den Weg. Der Augenblick des Abschieds ist ihnen die folgende Zeit über in guter Erinnerung geblieben. Und so schildert es Johannes Waldner — erfreulich und wehmütig zugleich. Noch einmal gingen sie nach Presetschain, wo sie so glücklich geworden wären, wäre dieser jammervolle Krieg nicht gekommen. Es war so schön in der angenehmen Frühlingszeit, die Vögel sangen so lieblich, die Wiesen waren mit Blumen überzogen, alles stand in schönster Blüte, daß einen, Gott, wie hart ankam, diese fruchtbare Gegend zu verlassen. Und doch mußte es sein. Die ganze Gegend war menschenleer, alles war geflohen. Wir reisten, sagt Waldner, an Bukarest vorbei. Am Ostertag kamen wir nach Wusna; alles war in Sorge, denn man fürchtete einen Überfall durch die Türken. Über Rybnik gelangten wir nach Fokschani, dann nach Romän und an den Sereth. Jassy rechts liegend kamen wir nach Bottuschan, wo eine giftige Pestilenz herrschte; die Häuser waren menschenleer, Tote lagen unbeerdigt auf den Feldern. Wir kamen an den Pruth und am 19. Mai an den Dnjestr. Die Mühseligkeiten dieser Wanderung waren unbeschreiblich. Nur selten schliefen wir unter einem Dach, meist im Freien, bei Regen und Wind. Mit Kleidern schlecht versehen, war man froh, an einen Ort zu kommen, wo wir Holz und Wasser fanden und Weide für das Vieh. Oft sprachen wir, wenn doch nur wieder die Zeit käme, daß wir uns mit trockenem Brot zu sättigen vermöchten. Wie gern wollten wir dabei arbeiten und wie fleißig wollten wir Gott dafür danken. Waldner schreibt das 1794, wo die Gemeinde schon in gutem Wohlstand in Rußland lebte. Sie zogen also weiter. Die Moldau sowohl als die Walachei, schreibt er, sind sehr gutes Land, die Moldau das bessere; es gibt darin frischere Luft, Berge und Täler, sie ist reich an Wasserflüssen und Brunnenquellen, wogegen die Walachei große Heideflächen und Mangel an Wasser hat. An Wald und Wiesen, Ackerland und Viehweide ist kein Mangel. Und doch

war dies gute Land meistens wüst und unbewohnt. Unsere Wanderer kamen endlich an die polnische Grenze. Da gab es Schwierigkeiten mit der Kontumaz. Auch die Lebensmittel gingen auf die Neige, und doch hatte man noch einen weiten Weg vor sich. Da begab es sich, daß die russische Armee vor Chotyn lagerte. Der Kommandierende war Peter Graf Romjanzow, Befehlshaber von Chotyn war General Weis. An diese wandten sich die Täufer in ihrer Not, und Romjanzow machte ihnen den Vorschlag, auf seine in Kleinrußland gelegenen Güter zu ziehen, und bot ihnen für ihre augenblicklichen Bedürfnisse einen Vorschuß an. Wer war froher als diese armen Leute. Doch verlangten sie vor allem, ihre Religion und deren Satzungen frei und ungehindert halten und ausüben zu dürfen. Die betreffenden Artikel wurden aufgesetzt und am 10. Juni 1770 an den Grafen gesendet. Gleich der erste forderte freie Religionsausübung. Auch sollten sie nie gezwungen werden, vor Gericht oder sonstwo Eide abzulegen. Sie erhielten Freiheit vom Kriegsdienst und durften in ihrer „Gemeinschaft“, d. h. in ihrem christlich-kommunistischen, dem alten „huterischen“ Zusammenleben von niemandem beeinträchtigt werden. Sie erhielten drei Freijahre, die nötigen Vorschüsse bei ihrer Ankunft in Wischenka, dem Gute des Grafen, dann Gelder zum Aufbau ihrer Wohnungen, Anweisung geeigneter Plätze dazu, Felder und Wiesen, Freiheit in Handel und Wandel und, falls es ihnen daselbst nicht zusagen sollte, auch Freiheit des Abzugs nach Rückzahlung der gemachten Vorschüsse. Nach Ablauf der drei Freijahre zahlen sie Zins für Äcker und Wohnung in barem Gelde. Ein Namensverzeichnis aller wird dem Grafen eingehändigt mit Angabe des Handwerks, das ein jeder betreibt. Ein Wachtmeister und zehn Kosaken geleiteten sie nach Wischenka. Der Wachtmeister war ein junger Deutscher aus Liefland. Er hatte Befehl, sie mit Lebensmitteln zu versorgen. Wenn sie mittags oder abends in einen Markt oder ein Dorf kamen, waren sie bereits beim Ortsrichter angemeldet und wurden reichlich mit Speise versehen. So kamen sie am 19. Juli an den Dnjepr, schifften hinüber an die russische Grenze und hielten bei der Stadt Perejaslaw zwei Tage Rast.

Am 1. August erreichten sie Wischenka, ihre künftige Heimat. Man gab ihnen zwei bis drei leere Häuser, darin sie zunächst

ihre Kinder und Kranken unterbrachten. Sie erhielten täglich einen Scheffel Mehl zum Brot, Arbis (Erbsen) und anderes, dessen sie bedurften. Einen Platz zum Bau durften sie sich selbst suchen. Es ist derselbe, schreibt Waldner 1794, den wir jetzt schon 24 Jahre innehaben. Es wurde ihnen ein Ingenieur zur Verfügung gestellt, der das große Haus, wo „jetzt“ die Eß- und Tischlerstube, die Küche, die Mehl- und Brotkammer ist, angelegt hat. Vor Eintritt des Winters sollte alles fertig sein. An Kleidung erhielten sie von den Amtleuten 50 ausgearbeitete Schaffelle zu Pelzwerk, die der Kürschner zuschneiden mußte. Alles was sie von der Herrschaft empfangen, wurde fleißig aufgeschrieben und etliche Jahre hernach, wie man zu etwas Vermögen gekommen war, abgetragen. So fingen wir, sagt unser Geschichtschreiber, an, uns gemächlich einzurichten: mit Spinnen und Weben und anderen Notdürftigkeiten und Hausrat, den die Wirtschaft erfordert, und ob man wohl den ersten Winter sich in großer Armut kümmerlich durchgebracht, war man doch zufrieden und vergnügt und dankte Gott, ein Örtlein zu haben, „wo wir in Ruh und Frieden sicher sein konnten“.

4. Die Kärntner in Rußland

Während unsere Wanderer, unterstützt und betreut von den Leuten des Grafen Romjanzow, der auch aus der Ferne für sie Sorge trug, sich in alter Huterer Weise einzurichten begannen, waren sie tief bekümmert über das Schicksal ihrer Landsleute und Glaubensgenossen, die noch in Siebenbürgen gefangen lagen, und ihr Wunsch ein lebhafter, sie ihrerseits von den Schicksalen zu unterrichten, die ihnen selbst in der Walachei und auf der Wanderung nach Rußland zugestoßen waren. Da jetzt ein Untergebener des Grafen Romjanzow eine Inspektionsreise auf die gräflichen Güter gemacht hatte und nunmehr in die Walachei zurückkehrte, wurde die Bitte an ihn gerichtet, einen der Ihrigen auf die Fahrt mitzunehmen. So erhielt Paul Glanzer den Auftrag, die noch in Siebenbürgen gefangen liegenden Brüder und Schwestern aufzusuchen und wenn möglich zur Gemeinde zu bringen. Johannes Waldner erstattet auch über diese Reise ausführlichen Bericht. Wir erfahren die Schicksale der Gefangenen, wie die Hermannstädter

Behörden ihre Haft erleichterten und die Kaiserin schließlich gestattete, alle ihres Glaubens wegen Gefangenen frei und aus dem Land ziehen zu lassen. Das war für unsere Kärntner eine frohe Botschaft. Nur zwei von den Täufern, aber das waren alte Alwinzer, blieben von der Vergünstigung ausgeschlossen. Doch gelang es auch ihnen, ihrem alten Feind, dem Jesuiten Delpini, zu entkommen und wieder frei zu werden. Ende 1772 schickten sich alle Zurückgebliebenen zur Fahrt in die neue Heimat an. Es waren dies Matthias Hofer, der bisher schon so viele Jahre im Zuchthaus verbracht hatte, der Dichter, Grübler und stetige Nörgler, dann fast die ganze Familie Glanzer, Martin und Christian mit ihren Schwestern Barbara, Maria und Margaret, die fünf Jahre im Hermannstädter Rathaus in Untersuchungshaft gelegen waren. Der kommandierende General gab ihnen einen Paß und ließ ihnen auch ihr Erbgut ausfolgen. Man verschaffte ihnen sicheres Geleite bis zur Grenze. Von allen blieben nur drei Schwestern zurück, die sich verheiratet hatten und zur lutherischen Kirche übergetreten waren. Unser Johannes Waldner nimmt ihnen dies gewaltig übel: Sie haben damit wenig Freude und Glück ertappt und ging ihnen gar schlecht, denn sie hatten für und für ein böses Gewissen und einen nagenden Wurm im Herzen, so daß sie auch nicht mehr in die lutherische Kirche gingen und am liebsten zur Gemeinde gekommen wären, wären sie noch frei gewesen. Die anderen ließ Graf Romjanzow wieder auf seine Kosten nach Wischenka befördern, wo sie am 26. Januar 1773 eintrafen und ihre Landsleute schon eingerichtet voranden. Diese hatten bereits am 24. Juli 1771 im neubauten Hause die erste Predigt gehört und am 16. April 1772 „das holdselige Gedächtnis unseres lieben Herrn und Heilands zur Danksagung und Erinnerung an seine Liebe und Barmherzigkeit mit großen Freuden gehalten, was 1770 und 1771 wegen unfriedlicher Zeit unterlassen worden war“.

Jetzt war für sie alle die Friedenszeit gekommen; freilich entwickelte sich auch jetzt nicht alles bei ihnen in friedlicher Weise. Wie schon in Siebenbürgen die Täufer des einen Ortes mit denen des anderen nicht immer übereinstimmten, so gab es auch jetzt in ihrer Vereinigung Gegensätze, die um so schwerer auszugleichen waren, weil sie in der Charakteranlage Einzelner ihren Ursprung

hatten. Wir sind auch hier durch Johannes Waldner über die Sache unterrichtet, aus der wir nur einiges ausheben wollen, weil es die Entwicklung der ganzen Gemeinde betrifft. Da war der schon erwähnte Matthias Hofer, der bei vielen guten Eigenschaften doch in manchen Dingen ungünstig auf die Übrigen einwirkte, „ein eifriger Mann, dem die Bibel bekannt war, wie das Vaterunser, der die Psalmen auswendig wußte und auch alle die Abschnitte, die ein Gebet enthalten“. „Er hat im Anfang, in Aufrichtung der Gemeinde viel getan, hat im Gefängnis geistliche Lieder — an die dreißig — verfaßt (gedichtet wird man kaum sagen dürfen). „Die Brüder, vor allem der Vorsteher Hans Kleinsauer, handelten meist nach seinem Rate und seinen Angaben, aber er ging in vielen Dingen zu weit und zu streng vor, so daß die Gefahr einer Zertrennung der Gemeinde wiederholt nahe lag. Er verlangte (nach Psalm 134) Gebete Vor- und Nachmittnacht, dann auch, daß die Gebete laut und gemeinschaftlich, nicht still und im Geheimen verrichtet werden, daß man die Obrigkeit nicht grüße, den Ungläubigen nicht um Lohn arbeite, weil diese den Nutzen von der Arbeit hätten usw. Alle diese Dinge regten die Gemeinde auf, die bei seiner Anwesenheit nicht zur Ruhe kam und ihm selbst schließlich den Rat gab, sich anderswo zurechtzufinden — nicht, daß man ihn geradezu ausgestoßen hätte, da sein Gehaben nicht unreinen Beweggründen entstammte, sondern nur Ausfluß seines Übereifers war. Wie hätte man den Brüdern und Schwestern verbieten können, im stillen zu beten? Man faßte seinem Drängen gegenüber den Entschluß, sich an den Brauch der Mährischen Urgemeinde zu halten und das Gemeindegeschichtsbuch oder Riedemanns Rechenschaft zu befragen, im äußersten Fall Gottes Urteil durch das Los zu erforschen. So stand die Gemeinde lange in großer Verwirrung, und Waldner meint, Gott habe es verhütet, daß es zu keiner Scheidung kam: „Man untersuchte fleißig die Schriften unserer Vorfahren, besonders das Gemeindegeschichtsbuch, das die Gemeinde viele Jahre nicht gehabt und es nur durch die besondere Anschickung Gottes aus Alwinz bekommen habe. Es war nämlich eine Witfrau, Landsmännin aus Kärnten, namens Schneeweiß, deren Tochter den Sohn des Alwinzer Vorstandes der Täufergemeinde geheiratet

hatte. Als dieser Vorstand, Mertel Roth, starb, kam das Buch in den Besitz seines Sohnes, des Schwiegersohnes der Schneeweiß, die dann das so teure Buch an die Gefangenen im Rathaus verkaufte. So ist es überhaupt gerettet worden und an die Gemeinde in Rußland gekommen. Johannes Waldner beklagt die Zwistigkeiten in der Gemeinde auf das tiefste: Ich wollte sie, sagt er, lieber mit Stillschweigen übergehen; es war mir verdrießlich genug, solche Mängel unseren Nachkommen ins Gedächtnis zu rufen, bin aber wider meinen Willen gezwungen, hiervon zu schreiben, erstlich damit ich die ganze Wahrheit in der Geschichte vortrage und nichts verschweige, wie ja auch die Bibel von den alten Vätern außer dem Löblichen auch das Unlöbliche erzählt. Zweitens kann es uns und den Späteren zur Warnung dienen, wie denn unsere Feinde uns solches hoch aufnutzen und sagen: die Gemeinschaft und Beisammenwohnung gebe nur Ursache zu Zank und Streit. Sieht man in die früheren Zeiten zurück, so finde man, daß es auch damals an Unkraut nicht gefehlt habe — auch in den Tagen Jakob Huters nicht, und doch war es mit den Huterern nicht aus. Man hat sich wieder geeinigt und ist so zu recht gekommen. Drittens mögen wir uns hüten, nach eigenem Gutdünken Neues auf die Bahn zu bringen und an den guten alten Ordnungen zu rütteln. Das verursachen oft genug solche Findler und Grübler, die alles besser wissen und verstehen wollen, wie sich's an unserem Matthias erwiesen hat; denn, so gut er es auch gemeint haben kann, so ist er doch zu weit gegangen, war ihm doch das Singen bei der Arbeit nicht recht.

Trotz dieser inneren Parteigungen war die äußere Entwicklung der Gemeinde eine gute. Das Weberhandwerk erzielte schon im ersten Jahre ein gutes Erträgnis, desgleichen das Schmiedehandwerk. Im Jahre 1776 baute man die Wasser- oder große Schiffsmühle, elf Jahre später die Windmühle; die Gemeindestube, wo sich die ältesten Brüder versammeln, wurde 1776 erbaut, ebenso die Eis- und Speisekammern, 1778 baute man die große und kleine Schule, 1779 ein Bethaus. „Auch gab Gott gesegnete Jahre, so daß die Gemeinde gegen ihre frühere Armut in guten Stand kam.“

Am 16. Oktober 1779 starb Hänsel Kleinsaßer, der Vorsteher der Gemeinde, die er 18 Jahre hindurch geleitet hatte. Hatte er

auch manche Schwäche an sich, so hat er die Gemeinde doch vorwärts gebracht; „denn er war ein vernünftiger Mann, der es verstand, ein Ding gut anzustellen“. Sein Nachfolger wurde Joseph Müller, sonach ein zweiter Kärntner aus der Transmigration von 1755. Da Matthias Hofer auch weiterhin Schwierigkeiten machte und schließlich von der Mehrheit der Brüder als eine „böse Wurzel“ bezeichnet wurde, die nur Unruhe und Verwirrung stifte, so war man froh, daß er freiwillig abzog. Wir finden ihn später auf seinen Wegen bei den Mennoniten in Westpreußen, Holland und Deutschland wieder, von heimlicher Sehnsucht nach dem Wischenker Gemeindeleben erfüllt.

5. Die Huterischen Brüder in den Tagen der Toleranz. Audienzen bei Joseph II.

Mit ungemischter Freude hatte man in Ungarn und Siebenbürgen die Nachricht vom Toleranzedikt Kaiser Josephs II. entgegengenommen. Die schwer verfolgten Täufer atmeten auf; alle die Neubekehrten der letzten Jahrzehnte warfen die Hülle ab, unter der sie dem Glauben der Väter treu blieben. Bald wird der Regierung gemeldet, daß sie nicht mehr fasten, ketzerische Bücher lesen, die katholische Kirche meiden und sich offen auf die durch das Toleranzedikt gegebene Freiheit berufen. Einer der eifrigsten ist Joseph Hörndl. Er geht, wie es im Briefe P. Heinrichs an das Graner Ordinariat heißt, mit dem Edikt von Haus zu Haus und redet den Leuten zu: Seht, Brüder, der Kaiser will unserem Gewissen keinen Zwang antun. Da leset und überlegt die Sache. Wollt Ihr mit mir halten, so bin ich bereit, als Erster dafür einzustehen und zum Kaiser zu gehen. Von diesem Hörndl hört man weiter, daß er Berichte nach Wischenka geschickt, die dortigen Täufer einzuladen, daß sie Leute hereinsenden, die sich des Volkes annehmen sollen. In Sabatisch erklärten die Neukatholiken, daß sie im Herzen entschlossen seien, zu ihrem wahren Glauben zu treten, von dem sie bisher durch Schläge und Gefängnis, Strick und Bande abgerissen worden seien. So ist die Stimmung daheim, in Sabatisch, Lewär und Trentschin und wohl auch bei den Resten des Anabaptismus in Siebenbürgen. Wie wird man erst in Wischenka erfreut sein.

Die Kärntner Emigranten, die schon in ihrer Heimat ihrer evangelischen Gesinnung wegen so Schweres erduldet hatten, mochten nicht wenig überrascht sein, als sie nun im fernen Rußland von dem Umschwung der Dinge in Österreich hörten. Es war ein Sekretär der russischen Gesandtschaft in Wien, ein Herr Klugfeld, der bei Romjanzow weilte und ihnen die erste Kunde brachte. Diesem „gutmütigen“ Mann gab man bei seiner Abreise Briefe an die Verwandten in der Heimat und an Freunde, auch nach Ungarn und Siebenbürgen mit, um zu erfahren, wie es ihnen gehe, und um ihnen Nachricht über ihre eigene Lage zu geben. Sie hegten die Hoffnung, daß jetzt die Auswanderung aus der Heimat anschwellen würde, weil ihr keine Schwierigkeiten mehr entgegenstünden. Hatte doch der Bruder Joseph Kuhr noch drei leibliche Kinder in Siebenbürgen, Johannes Stahl zwei Brüder in Ungarn. Und so auch andere. Zwei Brüder, Joseph Müller und Paul Glanzer — wieder zwei Kärntner —, wurden von der Gemeinde ausgerüstet, um nähere Erkundigungen einzuziehen und um neue Zuzügler zu werben. In Ungarn war man ganz überrascht, daß noch eine Gemeinde in Rußland vorhanden sei; man war des Glaubens, sie wäre völlig vertilgt und ausgerottet worden. In Kärnten wurden die beiden Boten wohl mit Freuden empfangen; den Bruder Paul Glanzer kannten noch manche, aber er richtete nichts aus. Denn — sagt Waldner — die Wahrheit und die reine Lehre des Evangeliums war ihnen fremd geworden, sie konnten es ja nicht fassen und verstehen, daß man die Kinder nicht taufen soll, sondern nur die Erwachsenen. Sie fürchteten den Spott der Leute; denn, so fügt er bei, der Name Wiedertäufer ist bis auf den heutigen Tag durchaus verhaßt, und so meint der gemeine Mann, daß es eine ärgere Ketzerei auf der Welt gar nicht mehr geben könne als diese. Daher entzogen sich selbst die nächsten Verwandten und Freunde ihrem Umgang. In der Slowakei hatte ihr Erscheinen große Unruhe hervorgerufen. So schreibt ein eifriger Täufer, Jakob Walter von Sabatisch, an Joseph Kuhr am 27. Juni 1782, daß jetzt viele von den Neukatholiken zu ihrem alten Glauben zurücktreten wollen; aber in Wirklichkeit erreichten die Abgesandten weder hier noch in Siebenbürgen ihre Absichten. Joseph Kuhr, jetzt der Älteste und Vorsteher der Gemeinde in Rußland, wollte

wenigstens seine Kinder heimbringen und zog in Gemeinschaft mit Elias Wipf im Frühling 1782 nach Siebenbürgen; es glückte ihm, ihrer zwei, Andreas und Margaret, herauszubekommen, aber der dritte, Michael, hatte ein ungarisches Weib genommen, „konnte sich auch vom Zeitlichen nicht loslösen“; wohl versprach er, im nächsten Jahr zu kommen, ist aber bald — ungefähr 1786 — gestorben.

Die Unruhe in Sabatisch dauerte fort. Die katholische Geistlichkeit setzte sich mit allem Nachdruck gegen die täuferische Propaganda und brachte es dahin, daß die Träger der Bewegung, die gewillt waren, die Fahrt nach Rußland anzutreten: Heinrich Schmied, Jakob Walter, Jakob Müller, Paul Tschetterle, Matthias Dangler und Johannes Koller verhaftet und in Neitra „in ein böses, stinkendes Gefängnis“ geworfen wurden. Als die anderen im Orte sahen, was sie zu gewärtigen hätten, wurden sie verzagt und sprachen untereinander: Was hilft es uns, daß wir steif bleiben und aus dem Lande geführt werden, wenn unsere Kinder dem Verderben preisgegeben sind? Und dann — weiß man denn auch, ob die Gemeinde in Rußland die rechte Huterische Gemeinde ist? Darum wollen sie für jetzt still bleiben, vielleicht daß Gott ein anderes Mittel zur Rettung schickt. Unterdessen mag man auch über die Gemeinde in Rußland Sicheres erfahren. Andere aber entschlossen sich, an den Kaiser heranzutreten. Waren doch jetzt die „Toleranzbüchlein ausgegangen, darinnen Freiheit ausgerufen worden, daß ein jeder, der mit Gewalt von seinem Glauben abgedrungen worden, wieder ungehindert zu seinem vorigen Glauben treten könne“. Man beachtete aber nicht, daß die Toleranz eine ungenügende war und für die Taufgesinnten nicht galt. Es waren drei Abgesandte, die am 22. Juni 1782 vor dem Kaiser erscheinen sollten: Heinrich Schmied, Jakob Müller und Jakob Walter. Aber ihr Agent widerriet es und riet zur Geduld. Als sie hierauf die ersehnte Audienz erhielten, in der sie um Erledigung der in Neitra gefangenen Brüder baten, erreichten sie wohl dies Ziel, wurden auch vom Kaiser freundlich angesprochen, aber die Religionsfreiheit blieb ihnen versagt. Der Kaiser, so erzählt Waldner, führte sie in eine Stube und hat drei Viertelstunden mit ihnen geredet: Was sie denn Anstößiges im katholischen Glauben fänden und was ihnen daran nicht recht sei. Sie nannten die Kindertaufe

und die Bilderverehrung. Was sie denn an der Kindertaufe Böses fänden; es zwingt sie niemand, die Bilder anzubeten. Ich bin, sagte er, doch selbst Katholik und bete keine Bilder an. Sie sollen tun wie er und bei dem Glauben bleiben, bei dem das Haupt ist, oder bei einem der tolerierten Bekenntnisse, dem lutherischen, kalvinischen oder griechischen. Sie erwiderten darauf, sie seien nur in ihrem Bekenntnisse versichert. Er möge ihnen einen sicheren Ort geben, in Siebenbürgen oder anderswo. Der Kaiser sprach: Das ist ja alles mein Land und ist alles ein Ding. Darauf sprachen sie, er soll ihnen erlauben, nach Rußland zu ziehen. Der Kaiser sagte, was sie denn dort machen wollen. Es sei ja kein Brot darinnen, und überdies müsse man altgläubig werden. Dies und noch viel anderes hat er mit ihnen gesprochen und schließlich gesagt: Aus diesen zweien wird eins werden, man wird euch dulden oder aus dem Land weisen. Darauf gab er Befehl, die Gefangenen in Neitra ledig zu lassen, was nun auch geschah, aber nicht ohne „daß sie vor etliche Herren gebracht wurden, die sich streng an sie setzten, sie katholisch zu machen. Fünf wurden es. Nur Jakob Walter nicht, der ist zu der Zeit allein steif geblieben. Ist aber doch mit den anderen ledig geworden“. So sind denn auch die übrigen in Sabatisch abgefallen. Es war nach Waldners Worten kein standhafter Mut in ihnen. Es grauste ihnen vor Leiden und Trübsal. Sie mußten in einer Kirche das katholische Glaubensbekenntnis ablegen, man hat sie punktweise gefragt, und darauf mußten sie schwören. Einer von ihnen sagte da wohl, er tue es nur aus Furcht, im Herzen könne er es nicht für recht erkennen. Die andern aber fragten nicht weiter danach. Als Jakob Walter, der unbeugsam geblieben war, sah, wie die Dinge in Sabatisch stünden, und daß er sich daheim nicht mehr sehen lassen dürfe, nahm er von Weib und Kind Abschied, um nach Rußland zu ziehea. Er nahm seinen Weg über Preußisch-Schlesien, nach Gnadenfrei zu den Herrnhutern. In Herrnhut hat er eine Zeitlang bei einem Töpfer gearbeitet. Sein Meister verschaffte ihm dann durch den Grafen von Zinzendorf einen Paß, der sich noch heute im Besitz von Walters Nachkommen befindet und mit dem er ungehindert über Lemberg und Kiew reiste und am 28. Dezember 1782 in

Wischenka eintraf. Am 1. Januar 1783 vereinigte er sich mit der Gemeinde.

Da die Täufer aus Rußland nunmehr in Sabatisch keinen Boden für ihre Propaganda mehr fanden, wollten sie sich wenigstens um ihr Erbe aus dem alten Vaterland bemühen, wozu sie alle notwendigen Dokumente bei sich hatten. Sie wandten sich zu dem Zwecke an ihre — die russische — Gesandtschaft in Wien und erhielten daselbst ein Memorial, das sie dem Kaiser einreichten. Vier Tage später ging der Bruder Christian in die Hofburg, um ihren Sachen nachzufragen. Es traf sich, daß der Kaiser eben aus einem Gemache heraustrat, und als er den Bruder Christian hier stehen sah, rief er ihm zu: Komm herein. Christian ging und war allein mit dem Kaiser, der ihn fast eine halbe Stunde im Gespräche festhielt. Er fragte ihn erstlich, was er wolle. Christian antwortete, sie hätten ein Memorial eingereicht und wüßten nicht, ob es ihm zugekommen sei oder nicht. Der Kaiser fragte weiter, woher sie seien, ob sie nicht etwa von denen aus Ungarn wären. Christian erwiderte: Der Religion nach sind wir von denen, gebürtig aber sind wir aus Kärnten und sind von den Transmigranten, die man im Jahre 1755 vertrieben und in das Fürstentum Siebenbürgen verschickt hat. Ich weiß, ich weiß, sagte der Kaiser. Sie seien, sprach Christian, gekommen, daß man ihnen ihr zurückgelassenes Vermögen oder Erbgut ausfolge. Kommt doch wieder zurück in euer Vaterland, sagte der Kaiser, auf euren Hof und euer Haus, es soll euch alles wieder werden. Ja, man duldet uns aber nicht. Man verfolgt uns nur immer. Darauf der Kaiser mit ernsthaften Worten: Wer verfolgt? Wer verfolgt? Es verfolgt doch jetzt niemand. Darauf der Bruder: Sind doch in diesem Sommer sechs Personen im Ungarland länger als einen Monat um des Glaubens willen im Gefängnis gesessen. Darauf schwieg der Kaiser ein wenig still. Endlich sprach er: Ja was ist das, das ist nur eine Kleinigkeit, so ein wenig. Man muß sich zu einer Religion bekennen: katholisch, lutherisch, kalvinisch oder griechisch. Der Bruder antwortete: Wir sehen kein christliches gottseliges Leben bei ihnen. Der Kaiser sprach: Ei, man kann doch fromm sein und für sich leben wie man will. Darauf antwortete der Bruder: Wir können in unserem Herzen doch nicht anders überzeugt

werden, als wie uns Christus der Herr und seine Apostel gelehrt haben, daß man bei der reinen Lehre bleiben, ihm nachfolgen und ein gottseliges Leben führen soll. Weiter fragte der Kaiser: Wie man uns nenne, wie es uns in Siebenbürgen ergangen sei, ob wir dort Haus und Hof gehabt hätten, ob der Pfaff, der uns verfolgt hat, nicht Delpini geheißten, wie es uns während der Verfolgung ergangen wäre, wie wir in die Walachei gekommen und dort gelebt haben, ob es ein gutes Land sei, weshalb wir nach Rußland gegangen, ob uns der Graf genug Land gegeben, ob unsere Häuser von Stein oder Holz seien, ob wir auch einen Priester haben und ob der verheiratet sei.

Alle diese Fragen beantwortete der Bruder Christian gründlich der Wahrheit gemäß. Der Kaiser hörte sehr aufmerksam zu. Christian sprach ihn nochmals wegen des hinterbliebenen Vermögens an. Der Kaiser sagte weder ja noch nein und fragte nur noch, wie wir aus Rußland herausgekommen wären. Den Paß hat uns, antwortete Christian, Graf Romjanzow verschafft, um unsere Freunde in Deutschland — gemeint ist Österreich — zu besuchen. So endete die Audienz. Es dauerte doch noch lange, bis die Abgesandten etwas über ihr Eigentum erfuhren. Es gab ein Hin- und Herlaufen zu den Wiener Kanzleiherren, Anfragen in Siebenbürgen, wo denn die Hinterlassenschaften liegen usw. Die Abgesandten überließen die Betreibung der Angelegenheit der russischen Gesandtschaft in Wien. Man erfuhr dort die Höhe des Betrags. Er belief sich auf 2151 Gulden; aber man konnte nicht erfahren, wo das Geld liege.

So rüsteten sich denn die Brüder zum dauernden Abschied von der alten und zur Reise in die neue Heimat. Das war jetzt Rußland. Sie hatten kein Feld mehr für eine Propaganda in Siebenbürgen und Ungarn. Selbst die wenigen stärkeren Elemente hielten der Verfolgung, weil sie mit gelinderen Mitteln arbeitete und sich mit rein äußerlichem Übertritt begnügte, ohne sich weiter um nunmehrige Kryptotäufer viel zu kümmern, nicht stand. Im ganzen suchten zuletzt noch 56 Leute den Weg nach Wischenka. So fand das Leben der Täufer — sie hießen in der Slowakei Habaner — in Ungarn und Siebenbürgen ein Ende. Und wenn das Hutertum überhaupt noch den letzten Sturm der theresianisch-josephinischen Zeit überdauerte, dankte es dieses dem kraftvollen Eingreifen

jener Kärntner Gruppe von 1755, die die Fahne, die den alten Huterern entsank — denn schon hatten sie das Prinzip der Gemeinschaft fallen gelassen und sich mit der Kindertaufe befreundet —, wieder aufhißten. In Rußland begann eine ruhigere, aber wie schon bemerkt, nicht ungestörte Entwicklung, deren einzelne Phasen durch die 1801 erfolgte Übernahme der Gemeinde auf russisches Krongut und durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bezeichnet werden, welche letztere die starke Abwanderung nach Amerika zur Folge hatte. Dies darzustellen liegt nicht in dem Ziel dieser Studie, die nur dem kärntnischen Beisatz zum Hutertum und seinen Auswirkungen gewidmet ist.

Nur ein paar Worte noch über Johannes Waldner, den bisher unbekanntem Geschichtschreiber der Huterischen Gemeinde. Wir gewinnen das Datum seiner Geburt aus den Fortsetzungen des Gemeinde-Geschichtsbuches. Dort liest man: Johannes Waldner lebte im Dorfe Neudorf mit seinem zweiten Eheheil Liesel und ihren Kindern Josua und Michael Hofer und ist am 24. Dezember 1824 im Herrn entschlafen, seines Alters 75 Jahre. Demnach fällt seine Geburt in das Jahr 1749, und so war er sechs Jahre alt, als er mit seinen Eltern die Heimat verließ. Er hat sonach als Knabe die schwere Verfolgungszeit in Siebenbürgen und als Jüngling von 18 Jahren den gefährvollen Marsch über die transsylvanischen Alpen, dritthalb Jahre später die Reise nach Rußland mitgemacht. Seine Wahrheitsliebe ist durchaus erprobt. Seine Erzählung von den Verfolgungen in der thesesianisch-josephinischen Periode wird durch die seinerzeit von J. v. Beck im Auszug mitgeteilten Akten und Korrespondenzen erwiesen und gibt jetzt ein farbenreiches Bild der Zustände im alten Österreich in den Tagen der sogenannten Toleranz. Seine Darstellung hebt nicht bloß die guten Seiten der Gemeinde, sondern auch die dort vorhandenen Mißstände hervor. Wo er aber tadelt, tadelt er ohne Gehässigkeit. Er findet selbst für schädliche Eigenbrötler wie Matthias Hofer noch freundliche Worte und bessere für seinen Landsmann Hans Kleinsauer, den ersten Vorstand der neuen Gemeinde, trotzdem er seine Abhängigkeit von Hofer tadelt. Wie er sich prinzipiell zu den Fragen der Geschichtsschreibung stellt, tritt in dieser Skizze deutlich zutage.